

ARGO.

Zeitschrift für krainische Landeskunde.

Nummer 12.

Laibach, im December 1893.

II. Jahrgang.

Reiseskizzen aus Italien.

Von A. Müllner.

(Fortsetzung.)

Wenn wir die in ältester Zeit bekannten Metalle mit Rücksicht auf ihr Vorkommen in der Natur — ob gediegen oder vererzt — betrachten, so ergibt sich folgende Uebersicht.

Es finden sich nämlich:

Gediegen:	Gold,	Silber,	Kupfer,	Eisen, ¹⁾	—
als Oxyd:	—	—	Kupfer,	Eisen,	Zinn,
als Sulfid:	—	Silber,	Kupfer	—	—

Auf die mosaische Reihe bezogen, ergäbe sich folgende Uebersicht.

Es kommen vor:

Gediegen:	—	Als Oxyde:	—	Als Sulfide:
-----------	---	------------	---	--------------

Au.	Gold	—	—	—
Ag.	Silber	—	—	Silber
Cu.	Kupfer	Kupfer	—	Kupfer
Fe.	Eisen	—	—	—
Sn.	—	Zinn	—	—

Nur gediegen erscheint das älteste der Metalle, das Gold, und nur in einer, der Sauerstoffverbindung, das Schlussmetall der Reihe, das Zinn; zweifach vertreten: als gediegen und vererzt erscheinen Silber und Eisen, ersteres als Sulfid (Silberglanz), letzteres als Oxyd (Roth- und Brauneisenstein), für den Bergbau in nennenswerthen Mengen. Am weitesten verbreitet und allseitig vorkommend ist das Kupfer. Es erscheint gediegen, dann als Oxyd (Cuprit und Malachit²⁾) und als Sulfid (Bornit und Chalkopyrit).

Obwohl das Eisen viel weiter in der Natur verbreitet ist als das Kupfer, seine Erze auch viel massenhafter an ihren zahlreichen Fundorten auftreten als die Kupfererze und es keinem Zweifel unterliegt, dass Eisen bereits mindestens so lange

bekannt ist, als das Kupfer, so war doch das letztere leichter zu behandeln als das erstere, und daher der Industrie geläufiger, da abgesehen von Waffen, seine Anwendung eine gar mannigfaltige war. Gefässe, Statuen, Schmuck, Beschläge u. v. a. wurden aus Kupfer gegossen und gehämert. Wir haben schon oben bei Betrachtung des Gradišče von St. Michael gesehen, wie mühsam die Gewinnung des Eisens, und zwar in jener Form, welche wir Stahl nennen, war; wie so häufig der Gang der kleinen Schmelzöfen unrichtig wurde und statt der schwammigen Rohstahluppe eine sehr eisenreiche Sau sich bildete, welche weggeworfen werden musste. Dadurch wurde das Product vertheuert und kostbar.

Einen ungeheueren Vorzug hatte indess der Stahl vor dem Kupfer: seine Härtebarkeit und die Möglichkeit aus einer Stahlmasse durch Rostenlassen, öfteres Umschmieden und ähnliche Prozesse, ein immer besseres und brauchbareres Product zu erhalten. Natürlich gieng bei diesen Behandlungen viel Zeit und Materiale verloren, lauter Umstände, welche das endlich resultirende Fabrikat ausserordentlich kostbar machten; dazu kam noch der Umstand, dass Eisen der Atmosphäre schlecht widersteht, Rost zerfrisst es bis auf den letzten Rest. Es kehrt durch Aufnahme von Sauerstoff und Wasser wieder in die Substanz des Brauneisensteines zurück, aus der es meist gewonnen ward.

Anders das Kupfer. Einmal dargestellt, ist es unverwüsthlich. Im Feuer schmilzt es und lässt sich in Gussmodellen formen, Luft und Wasser vermögen es nur mit einer dünnen Oxydschichte zu überziehen, die, wenn sie noch Kohlensäure aufgenommen hat, das übrige Metall vor weiterem Angriffe schützt. Dazu lässt es sich vortrefflich unter dem Hammer bearbeiten, zu dünnen Blechen ausschlagen, aus diesen selbst erhabene Ornamente, Figuren etc. treiben. Lauter Eigenschaften, welche das rothe Metall dem Menschen werth und handlich machen mussten. Nur ein Uebelstand haftete

¹⁾ Bemerkt muss hier werden, dass, wie schon oben erwähnt, Eisen zwar auch sehr häufig als Sulfid (Schwefelkies) sich vorfindet, aber aus diesen Erzen nicht gewonnen werden kann.

²⁾ Hier mit Kohlensäure verbunden.

ihm dem Stahle gegenüber an. Es war im Gusse porös — blasig, und weder hart, noch härtbar wie der Stahl. Wenn auch Kupferschwert oder Kupferdolch, Kupferspeer oder Kupfermesser ebenso tödtliche Wunden schlugen, gegen Stahlwaffen hielten sie den Vergleich nicht aus.¹⁾

Es lag daher der Gedanke gewiss in der frühesten Zeit nahe, ein Verfahren zu finden, um das poröse, weiche Kupfer dicht zu machen und zu härten. Es gelang dies durch Zusatz von etwas Zinn. Zudem wurde dadurch das Aussehen des Kupfers ein vortheilhafteres, es wurde glänzend gelb und reiner.

Plutarch (c. 120 n. Chr.) de def. orac. 41 spricht in diesem Sinne von der Wirkung des Zinnes:

„καὶ μὴν ὡς κασσύτερος μανὸν ὄντα καὶ πολύπορον τὸν χαλκὸν ἐντακεῖς ἅμα μὲν ἔσφιγξε καὶ κατεπύκνωσεν, ἅμα δὲ λαμπρότερον ἀπέδειξε καὶ καθαρώτερον“.

„Und wie das Zinn das lockere und poröse Kupfer, das mit ihm zusammengeschmolzen wird, zusammendrückt und verdichtet, auch zugleich es glänzender und reiner macht“.

Wann und wo diese Erfindung gemacht wurde, ist nicht bekannt. Die ältesten Nachrichten haben wir aus Mesopotamien. Während in Aegypten und bei den Semiten auch für das mit Zinn legirte Kupfer der Name des Kupfers ägyptisch *chomt*, semitisch *n(ə)choschet* beibehalten ist, unterscheidet das Sumerisch-akkadische die Legirung vom reinen Metall.

In einem Hymnus an den Feuergott Gibil wird ausdrücklich von der Mischung des Kupfers mit Zinn gesprochen.²⁾ Während nun im Sumerischen das Kupfer *urudu* heisst, wird die Zinnlegirung desselben mit dem Worte *zabar* bezeichnet.

Dabei scheint es auch geblieben zu sein, wenn wir davon absehen, dass das Wort ins Assyrische als *siparru* und ins Arabische als *zifr* übergegangen ist. Sonst behielt die Legirung den ursprünglichen Kupfer-Namen, als: *chomt*, *n'choschet*, *χαλκός*, *áyas* — *aes* bei.

Das Verhältniss ist ein ganz gleiches wie beim Silber, welches wir, um es härter zu machen, mit Kupfer legiren. In unseren Silbergulden sind auf 100 Theile Silber, 10 Theile Kupfer zugesetzt,

¹⁾ Es hat Leute gegeben, welche sich darüber den Kopf zerbrachen, mit welchen Materialien die Aegypter und Azteken wohl ihre Granite, Syenite, Basalte und ähnliche Gesteine sculpirten, wobei die wunderlichsten Ideen von jetzt unbekannter Härtung des Kupfers von Meisseln aus Silicaten etc. ausgeheckt wurden. All diesem Humbug gegenüber sei ein für allemal erklärt, dass alle diese Werkzeuge einfach aus Stahl waren.

²⁾ Cf. Lenormant: Les noms de l'airain et du cuivre. Trans. of Soc. of. Bibl. Archaeol. VI, 346, und Hommel l. c. p. 277, 409.

also fast im gleichen Verhältnisse wie bei der Kupferlegirung, wo in 100 Theilen — 90 Theile Kupfer und 10 Theile Zinn gemischt sind. Der Unterschied ist nur der, dass die tingirende Kraft der beiden Metalle eine sehr verschiedene ist. Während 10%, ja selbst 25% des rothen Kupfers der Farbe und dem Glanze des edlen Silbers keinen Abbruch thun und das Aussehen des Metalles absolut nicht verändern, genügt dieselbe Menge des fast silberweissen Zinnes, um das rothe Kupfer gelb zu färben und ihm ein derart verändertes Aussehen zu geben, dass man ein anderes Metall vor sich zu haben wähnt.

Während es nun wohl Niemanden einfiele, unser Münzsilber anders als Silber zu nennen, erhielt die im ähnlichen Verhältnisse gemischte Kupferzinnlegirung schon von ihren wahrscheinlichen Erfindern, wie wir hörten, einen eigenen Namen. Obgleich derselbe nicht durchgriff und die Hauptculturvölker des Alterthums: Aegypter, Phöniker, Griechen und Römer am Kupfernamen festhielten, so entstand doch im s. g. Mittelalter für diese Zinnlegirung ein eigener Name.

In seiner ältesten mittellateinischen Form heisst er *bronzium* (cf. Du Cange Gl. med. et. inf. Lat.). Die Herkunft des Namens ist dunkel.¹⁾ Französisch *bronze*, italienisch und spanisch *bronce*.

Als ältestes Fundstück aus Bronze gilt die bei Bagdad gefundene Statuette des Königs Rim-Aku, welcher um 2000 v. Chr. gelebt haben soll. Bei den Phönikern war um 1000 v. Chr. der Bronzeguss bereits in hoher Blüthe und die erste schriftliche Ueberlieferung über denselben ist der Bericht über den Tempelbau Salomos.

Bei Homer ist keine Stelle zu finden, welche auf die Herstellung von Bronze bezogen werden könnte. Zu seiner Zeit importirten noch die Asiaten ihre Bronzewaaren nach Griechenland. Mit dem Eintreten der Griechen in den Kreis der vorderasiatischen Kultursphäre und selbständiger Kunstübung, erblühte auch bei ihnen der Erzguss. Welche Massen von Kupfer in Griechenland zu Statuen allein verarbeitet wurden, und an welche Dimensionen man sich heranwagte, beweist der berühmte Coloss v. Rhodos, ein Apollobild von 70 Ellen (c. 35 m) Höhe.²⁾ Er wurde von Chares, einem Schüler des Lysippus gemacht, kostete 12

¹⁾ Nach einigen vom deutschen *bruno*, das „braune Metall“, nach anderen vom mittellateinischen *obryzum* (*obrussa* die Feuerprobe des Goldes): das „goldähnliche.“ Berthelot in Rev. arch. 1888 bezieht es auf das neugriechische *βροντήσιον*, welches einem lateinischen *aes Brundisium* entspräche, also soviel als Erz von Brundisium bedeuten würde.

²⁾ Die zwanzigfache Höhe eines gewöhnlichen Mannes.

Jahre Arbeit und 300 Talente.¹⁾ „Ausserdem gab es in Rhodos noch 100 kleinere Kolosse, von denen aber ein jeder, wo er nur immer stünde, seinen Platz berühmt machen würde,“ sagt Plinius 34, 18.

Nicht minder massenhaft wurden in Etrurien Bronzewerke fabriziert.

Plinius XXXV, 7, (16), erzählt mit Berufung auf Metrodorus von Scepsis:

„dass Volsinii wegen seiner 2000 Statuen erobert worden sei.“

„propter ∞ ∞ statuarum Valsinios expugnatos.“

Eben dort spricht Plinius auch von den über die Länder zerstreuten tuskanischen Bildwerken, welche in Etrurien gearbeitet sind.

Wie schwunghaft die Industrie in Schmuck- und Gebrauchsgegenständen von den Etruskern betrieben wurde, beweist der Fund einer grossen 1877 in Bologna ausgegrabenen Thonurne, welche 14841 Stück Bronzen, als Aexte, Sicheln, Schmucksachen etc. enthielt und deren Inhalt auf Tafeln befestigt, den ganzen Saal XI des dortigen Museums ausfüllt.

Wie allgemein endlich noch im III. Jhrh. v. Chr. Bronzewaffen in Italien im Gebrauche waren, beweist die Nachricht des Plinius (XXXIV, 18), laut welcher Spurius Carvilius, der Sieger über die Samniten bei Aquilonia, aus den Brustharnischen, Beinschienen und Helmen der gefallenen Samniten im Jahre 293 v. Chr. eine Colossalstatue des Jupiter für das Capitol anfertigen liess. Aus den Abfällen beim Ciseliren des Götterbildes, errichtete der Sieger sich selbst eine Statue, welche zu den Füssen jener des Gottes stand.

Die Nachrichten der Alten, zumeist bei Plinius, über Bronzefabrikation sind so unsachlich, so verworren und schwer verständlich, dabei so spärlich, dass aus denselben kein richtiges Bild dieser Industrie entworfen werden kann. Auch die zahlreichen chemischen Analysen antiker Bronzen lassen keine Gesetze erkennen. Die selten fehlenden, wenn auch geringen Beimengungen von Blei, Eisen, Nickel und selbst Kobalt, lassen schliessen, dass das Kupfer, aus seinen Sulfiden, den Kupferkiesen, gewonnen war, welche von Eisen und oft von Bleiglanzen begleitet sind.

¹⁾ Leider stand der Koloss nur 56 Jahre. Er stürzte durch ein Erdbeben in Trümmer. Nur wenige konnten seinen Daumen umfassen, und die Finger waren grösser als die meisten Statuen. Seine zerbrochenen Glieder bildeten ungeheuere Höhlungen. Cf. Plinius l. c. und Strabo pag. 652. Die Trümmer lagen 900 Jahre an Ort und Stelle, erst Moawia, ein General des Kalifen Othman, verkaufte das Erz, welches auf 900 Kamelen weggebracht wurde.

Die folgende Zusammenstellung einiger Analysen von Kupfer- und Bronzegegenständen möge das Gesagte illustriren.

A. Gegenstände aus Kupfer:

	Cu.	Sn.	Pb.	Fe.	Ni.	Co.	As.	Au.	S. ¹⁾
Speer aus Cypern	97 ³²	—	0 ⁰⁷	1 ³²	—	—	1 ³⁴	0 ²⁷	—
dtto.	98 ³⁹	—	—	0 ⁷²	0 ¹⁵	—	—	0 ³	0 ³
dtto.	99 ⁴⁷	—	—	0 ³⁸	0 ⁰⁸	—	—	—	—
Kessel aus Mykenä	98 ⁴⁷	0 ⁰⁹	0 ¹⁶	0 ⁰³	0 ¹⁹	—	0 ⁸³	—	—
Etruskische Kette	99 ¹²	0 ¹⁶	—	0 ⁷²	—	—	—	—	—
Rosse von St. Marco	99 ³	0 ⁷	—	—	—	—	—	—	—

B. Gegenstände aus Kupferlegirung:

	Cu.	Sn.	Pb.	Fe.	Ni.	Co.
Dolch von Cypern	88 ⁷⁷	8 ⁵	1 ⁵	0 ⁴⁷	Spr.	0 ³
Axt aus Ilium	95 ⁴¹	4 ³⁹	—	—	—	—
" " "	95 ⁸	3 ⁸⁴	—	—	—	—
" " "	93 ⁸	5 ⁷	—	—	—	—
" " "	90 ⁶⁷	8 ⁶⁴	—	—	—	—
Schwert aus Mykenä	86 ³⁶	13 ⁰⁶	0 ¹¹	0 ¹⁷	0 ¹⁵	Spr
Nagel v. „Schatzhaus d. Atreus“	ibid.	—	—	—	—	—
dtto.	97 ⁰	2 ⁰	—	—	—	—
Griech. Rüstung	88 ⁰	12 ⁰	—	—	—	—
Helm aus Corfu	89 ⁰	11 ⁰	—	—	—	—
Axt aus Peschiera	81 ⁵	18 ¹	—	Spr.	Spr.	Spr.
Cyste aus Norddeutschland (Primetdorf)	88 ⁰⁶	11 ⁷⁶	—	Spr.	Spr.	Spr.
Messer aus Norddeutschland (Zaborovo)	87 ⁹	11 ²⁵	Spr.	Spr.	—	0 ³²
Schwert aus Brandenburg	93 ⁶⁶	6 ¹⁴	Spr.	—	—	0 ⁴
Nägel aus Brandenburg	89 ⁰	11 ⁰	—	—	—	—
Schwert von Schoonen	97 ⁷⁵	2 ²⁵	—	—	—	—
Schwert von Stralsund	84 ⁰	16 ⁰	—	—	—	—
Schwert aus Dänemark	85 ⁰	15 ⁰	—	—	—	—
Messer aus Dänemark	88 ⁷⁵	11 ²⁵	—	—	—	—
dtto.	92 ⁷⁵	7 ²⁵	—	—	—	—
dtto.	97 ⁹⁴	2 ⁰⁶	—	—	—	—

Ueber die Zusammensetzung der in Krain gefundenen Bronzen wollen wir mit Bezugnahme auf analoge italienischer Provenienz später noch ausführlicher handeln. Auffallend ist der schön goldglänzende Farbenton der antiken Bronze, welcher gegenwärtig ohne Zusatz von Zink nicht zu erreichen ist.

Ausser den Bronzegegenständen enthalten die Gräber unserer krainischen Eisenschmiede der Vorzeit auch Bernsteinperlen, und zwar bisweilen von ansehnlicher Grösse und in bedeutender Menge.

Wie noch heute, so hatte man schon im Alterthume im Orient eine ausgesprochene Vorliebe für dieses schöne nordische fossile Baumharz.

¹⁾ Es bedeuten: Cu. Kupfer, — Sn. Zinn, — Pb. Blei, — Fe. Eisen, — Ni. Nickel, — Co. Kobalt, — As. Arsen, — Au. Gold, — S. Schwefel.

Für uns ist es, abgesehen davon, dass es sich in unseren Gräbern vorfindet, auch darum interessant, weil eben in unseren Gegenden die Endstationen der antiken Bernsteinstrassen zu suchen sind.

Die gesammten Nachrichten der Alten, sowie die chemische Beschaffenheit des in den Gräbern gefundenen Bernsteines, sprechen dafür, dass aller im Alterthume in Handel gebrachte Bernstein von den Küsten der Nord- oder der Ostsee stammt.¹⁾

Hier findet er sich einerseits an der Westküste Dänemarks und der Küste von Friesland, hauptsächlich aber an der preussischen Ostseeküste um das frische und kurische Haff, der Küste von Kurland und der des Busens von Riga.

Die Hauptfundstätten aber sind die um das frische und kurische Haff. Von hier scheinen auf zwei Strassen die Bernsteinlasten zum Mittelmeere gezogen zu sein, die eine führte längs der Weichsel (bei Bromberg fand man griechische Münzen von 460—350 v. Chr.) über Krakau zur March an die Donau nach Carnuntum; von hier längs der, später von den Römern zur Reichsstrasse erhobenen Strasse über Pettau nach Celeia. Von hier dürfte die Waare Sannabwärts in den Savus geführt worden sein. Längs der Save gieng es dann stromaufwärts in den Aquilis (Laibachfluss) und über den Pfahlbausee nach Nauportum (Oberlaibach). Von hier gieng der Transport wieder auf Saumthieren auf den, von den alten Italern²⁾ gebahnten Saumpfad über die venetischen Alpen³⁾ (Hrušica) nach Görz und an die Mündungen des Padus, wahrscheinlich zur uralten Stadt Hadria, wo wir schon in ältester Zeit den Stapelplatz des Bernsteines finden.

Mit dieser Hauptbernsteinstrasse dürften sich an der Donau zwei Strassen vereinigt haben, welche die weiter westlich gewonnenen Waaren längs der Oder und Elbe durch Schlesien⁴⁾ und Böhmen zur Donau herab brachten.

¹⁾ Nach Dr. Landberg (Hamburger Nachrichten ddo. 21. Oktober 1875) kommt Bernstein in Libanon häufig vor. Bei Dieba 4' von Sidon fand Landberg ganze Stämme mit Bernstein. In Italien findet er sich in den Miocenschichten um Bologna, und Prof. Capellini glaubt, dass die etruskischen Nekropolen diesen Bernstein enthielten. Doch wiederlegte diese Ansicht Helbig. — Ueber sein Vorkommen in Ligurien weiss Theophrast zu berichten.

²⁾ Herodian VIII, 1, sagt, dass die Wege über die Alpen von den uralten Bewohnern Italiens mit grosser Mühe angelegt wurden.

³⁾ Alp. Juliae — quas Venetas appellabat antiquitas. Amm. Marcell. XXX, 16.

⁴⁾ Dieser Handelsverbindung dürfte die Herkunft des goldenen Fisches und der goldenen Zierrathen in assyrischem Style zuzuschreiben sein, welche bei Vetttersfeld in der Nieder-Lausitz gefunden wurden.

Eine zweite grosse Strasse dürfte vom Busen von Riga längs der Düna zum Dnjeper¹⁾ und diesen abwärts an den Pontus gezogen sein, die jedoch für uns kein weiteres Interesse hat.

Es drängt sich nun von selbst die Frage auf, ob der Bernstein unserer Gräber gleich hier abgesetzt wurde, oder ob die Bernsteinperlen nicht wieder vom Süden her eingeführt worden sind. Ich glaube das letztere annehmen zu sollen. Nach Süden wanderte sicherlich die Waare im rohen Zustande wohlverpackt und wahrscheinlich durch Spediteure, nicht durch die Eigenthümer selbst befördert. Erst in den italischen, und früher noch in den phönikischen Fabriken, erhielt sie das marktfähige Aussehen und wanderte durch die Händler in alle Welt und kam so auch zu unseren Eisenwerken nach Krain und den Salzgräbern in Noricum.

Im Oriente lässt sich die Kenntniss des Bernsteines bis ins II. Jahrtausend zurück verfolgen. Die Aegypter nannten ihn nach Plinius XXXVII, 11, 2, *Sacal*. In den pelasgischen Gräbern von Mykenae,²⁾ welche in die Mitte des II. Jahrtausends v. Chr. fallen, kommen bereits unter den Beigaben Bernsteinperlen vor. Diese Gräber gehören im Sinne der Schweden der reinsten „Bronzezeit“ an, welche nach den nordischen Gelehrten auf die s. g. Steinzeit gefolgt sein soll. Nun ist aber in Schweden, nach einer mündlichen Mittheilung des Herrn Dr. Salin in Stockholm, der Bernstein gerade in der Bronzezeit selten, dafür in der „Stein-“ und „Eisenzeit“ häufig. Er verschwindet in der Bronzezeit, weil er Handelswaare geworden ist. Damit ist aber ein Zusammenhang zwischen der „nordischen Bronzezeit“ und dem Bernsteinhandel zugestanden oder doch angedeutet.

Bei Moses, Exod. XXX, 34—36, werden vier Ingredienzen genannt, welche fein gepulvert zum Räucherwerk verwendet werden sollen, nämlich Myrrhen (*natáf*), Galbanum (*helbna*), Weihrauch (*Ibona*) und **schochélet** (Wrz. schachal, kanaan. sachal). Man hat darunter den Bernstein vermuthet. Bei seiner Harznatur und Kostbarkeit

¹⁾ Auch an seiner Mündung war ein Entstehungsort des Bernsteins angenommen. Cf. Dionys. perieg. 315. Er war auch im Mittelalter Handelsstrasse zwischen Ostsee und Orient.

²⁾ Die Verbreitung der s. g. mykänischen Cultur lässt sich nach den bisherigen Funden in Aegypten und Kleinasien, dann über Cypern, Kreta, Karpauthos, Rhodos, Kos, Kalymnos, Syra, Thera, dann weiter auf das Festland von Griechenland nach Lakonien (Vaphio bei Amykläe), Argolis (Tiryns, Mykenae), Attika (Spata, Menidi), Böotien (Oreghomenos, Sitz der Minyer) und das durch seine Zauberkünste verrufene Thessalien (Dimini), verfolgen.

würde er sich zu Räucherwerk gut eignen, auch stimmt der Name zum ägypt. *sacal*, welches im Aegypten so gut Fremdwort ist, wie bei den Semiten.

Bei Homer wird in Odyss. XV, 458, ein Phöniker als Verkäufer eines Bernsteinschmuckes genannt:¹⁾

„Denn ein listiger Mann kam hin zum Pallaste des Vaters, bringend ein Busengeschmeid' aus Gold und besetzt mit
Elektron.“

Odyss. XVIII, 295, nennt Homer abermals Bernsteinschmuck unter den Geschenken der Freier für Penelope:

„Für den Eurimachos trug er ein künstliches Busengeschmeide, Golden, besetzt mit Elektron, der strahlenden
Sonne vergleichbar.“

Od. IV, 73, wird Elektron als Schmuck der Wohnung des Menelaos genannt in Gemeinschaft mit Gold, Elfenbein und Silber.

Ueber die Herkunft des Bernsteines gibt Homer keine Andeutung. Die späteren griechischen Dichter erzählen die Fabel von den in Pappeln verwandelten Schwestern des vom Blitze erschlagenen Phaëton, aus deren Thränen neben dem Eridanus (Po) der Bernstein entstände. Mit Unwillen wendet sich Plinius XXXVII, 11, 2, gegen Aeschylus, Philoxenus (c. 400 v. Chr.), Nicander, Euripides, Sappho, welche diese Fabel verbreiteten:

„Die Unrichtigkeit dieser Angabe ergibt sich aus dem Zeugnisse Italiens selbst“

sagt Plinius l. c.

Herodot III, 115, weiss nichts über den Bernstein, als dass er aus dem hohen Norden stamme:

„Ueber das Ende Europas gegen Abend kann ich nichts mit Gewissheit sagen. Denn ich nehme nicht an, dass es da einen Fluss gibt, den die Barbaren Eridanus nennen und der sich ins Meer gegen Mitternacht ergiesst, wo der Bernstein herkommen soll“

„denn erstlich beweist der Name Eridanus schon selbst, dass er hellenisch und nicht barbarisch (?) ist, und irgend ein Dichter hat ihn erdichtet; zum andern habe ich trotz aller Mühe, von keinem Augenzeugen erfahren können, wie das Meer beschaffen ist in jener Gegend von Europa.“

Etwas klarer wird die Kenntniss durch Pytheas von Massilia. Auf ihn beruft sich Plinius XXXVII, 11, 5, wo er sagt:

„Pytheas erzählt, die Guttonen, ein germanisches Volk, wohnten an einer Lagune des Oceans, namens Mentonomon, welche 6000 Stadien²⁾ gross ist; von dieser liege

¹⁾ Cf. „Argo“ Nr. 8, p. 138.

²⁾ Etwa 1200 km oder 150 geo. MI. Das wäre ziemlich genau die Küstenentwicklung von Rügen bis Riga, das ist die Bernsteinküste der Ostsee.

eine Schiffstagsreise entfernt die Insel Abalus (Basilia IV, 27), wohin der Bernstein, als ein geronnener Abschaum des Meeres, im Frühjahr durch die Fluthen getrieben werde. Die Eingeborenen gebrauchen ihn statt Holz zum brennen und verkaufen ihn an die benachbarten Teutonen.“

Mamerkos von Katana¹⁾ um 340 v. Chr. lässt die Schilde seiner Gegner mit Gold, Elfenbein und Elektron verziert sein. Er nennt sie „*ἀσπίδες χρυσέλεγαυρήλεκτροι*, die goldelefantbernsteinenen Schilde;“ möglicherweise ist aber hier unter Elektron die Goldsilberlegirung²⁾ zu verstehen, von welcher der Bernstein wahrscheinlich seinen griechischen Namen erhalten hat. Diese Legirung war sehr früh bekannt, da das gediegene Gold meist mit Silber legirt in der Natur vorkommt.

Pseudaristoteles de. mir. 81, lässt die Bernsteininseln von Eridanus³⁾ angeschwemmt sein und tischt die Fabel von Phaëton und den Bernstein schwitzenden Pappeln wieder auf:

„Das Elektron soll eine Art Gummi sein, das fest zu Stein verhärtet, von den Einwohnern gesammelt und nach Griechenland verkauft werde.“

Timaëus aus Tauromenium c. 300 v. Chr. wird von Plinius wiederholt citirt. So sagt er XXXVII, 11, 6, dass Timaëus dem Pytheas beipflichte, nur nenne er die Insel, welche bei Pytheas Abalus heisst, Basilia.

Lib. IV, 27, 3, hingegen spricht Plinius nach Timaëus:

„Auf dieser Strecke⁴⁾ werden mehrere Inseln ohne Namen angeführt. Unter ihnen liegt eine vor Skythien, welche auch Raunonia heisst, eine Tagreise von der Küste entfernt, auf welche nach Timaëus Bericht, die Fluthen zur Frühlingszeit Bernstein auswerfen.“

Hier ist wieder die Küste des frischen und kurischen Haff's gemeint.

Theophrast c. 283 v. Chr. behauptet *περί λίθων*, 16 und 28, dass er in Ligurien (?) nebst Steinkohle gefunden werde, und bemerkt, er werde selten gefunden und zu den kostbaren Steinen gerechnet.

Apollonius Rhodius (c. 196 v. Chr.) in Argonaut. bringt ihn zwar nicht mit den Helios-Töchtern in die Beziehung, sagt aber IV, 611:

¹⁾ Tyrann von Katana in Sicilien, er wurde durch Timoleon verjagt.

²⁾ Doch ist zu bemerken, dass in Hallstatt Bernstein in Elfenbeinschwertgriffe eingelegt vorkam.

³⁾ Eridanos hiess der imaginäre Strom, welcher die Erdscheibe umfloss, und auch der Po. Da man nun ursprünglich den Bernstein als von den Ufern des ersteren stammend erklärte, verwechselten die Dichter diesen imaginären Fundort mit dem italischen Eridanus, wodurch die Confusion entstand.

⁴⁾ Im nördlichen Ocean.

— — — „auch meldet die keltische Sage, Dass das Elektron entquoll, von Wirbeln getragen, Apollons Thränen, des Letoiden, die einst er zahllos vergossen, Als er zum heiligen Volke der Hyperboreer gelangte.“¹⁾

Der Dichter verlegt also den Schauplatz in den Norden zu den Hyperboreern und nicht an den Po.

Etwas ähnliches scheint Nicias bei Plinius XXXVII, 11, 6, allerdings in sehr prosaischer Weise zu sagen.

L. c. heisst es:

„Nicias nennt ihn einen Saft der Sonnenstrahlen; er meint, dieselben drängen beim Untergange heftiger auf die Erde und hinterliessen in der dortigen Gegend des Oceans einen fetten Schweiss, der im Sommer an die germanische Küste geworfen werde, in Aegypten soll er auf ähnliche Weise entstehen und dort den Namen **Sacal** führen, (in Eegypto nasci simili modo ac vocari sacal)“ „in Syrien sollen sich die Weiber Spinnwirtel daraus machen und ihn den Hacken (harpaga) nennen, weil er Blätter, Spreu und Kleiderfasern anzieht.“

Es dürfte wohl schwer zu entscheiden sein, ob ein Dichter oder Physiker zuerst diese geistreiche Entstehungsgeschichte des Bernsteines verbrochen habe. — Immerhin aber beweisen diese Stellen, dass die Heliosfabel ursprünglich am nördlichen Oceane spielte und nur durch ein Missverständniss an den Po abgelagert wurde, wie sie uns auch der s. g. Scymnos v. Chios perieg. v. 393 wiedergiebt:

„Ueber diesen²⁾ sind die Ismenier und Mentoren und der Eridanus, welcher den schönsten Bernstein liefert.“
 „Ἡριδανὸς, ὃς καλλίστον ἤλεκτρον γέρει.“

Würde nicht die Phaetonfabel folgen, so könnte man die Angabe nur auf den Handelsplatz für Bernstein beziehen.

Beachtenswerth ist die Angabe bei Plinius XXXVII, 11, 9, wo er den König von Pontus Mithridates citirt. L. c. heisst es:

„Mithridates berichtet, an der germanischen Küste sei eine Insel Namens Serita, auf welcher Wälder einer Art Ceder wären, woraus der Bernstein auf Felsen herabflüsse.“

Die Nachricht stammt wahrscheinlich von den Händlern an der Mündung des Borysthenes (Dnjeper) wo, wie schon bemerkt, ebenfalls ein Stappelplatz für den Bernsteinhandel war.

Für die Nomenclatur des Bernsteines sind wichtig die Angaben des Plinius im l. XXXVII, 11, wo er sich auf Philemon, Demonstratus und Xenokrates bezieht:

¹⁾ Man vergleiche Philostratus Gemälde I, 11: „Er (der Eridanus) wird ihre (der Sonnentöchter) Thränen versteinern und die abgefallenen auffangen, und die Abfälle der Pappeln durch sein klares Gewässer den Barbaren am Ocean zuführen.“

²⁾ Den Istrischen Inseln, welche angeblich Zinn liefern.

„Nach Philemon ist er ein Fossil, wird in Skythien an zwei Stellen gegraben, heisst, wenn er weiss und wachsfärbig ist, Elektron, wenn er aber dunkelbraun ist, **hyalopyrrichum**.“¹⁾

„Demonstratus nennt ihn **Lyncurium**²⁾ und lässt ihn aus dem Harne des Luchses³⁾ entstehen.“

Nach Xenocrates soll der Bernstein nicht allein in Italien⁴⁾ vorkommen, sondern auch daselbst **Thium**, bei den Skythen⁵⁾ aber, wo er ebenfalls vorkomme, **Sacrium** heissen.

Diodor v. Sicilien (um Chr. Geb.) spricht V, 23, vom Bernstein:

„Gegenüber der skythischen Küste, welche noch über Gallien hinaus liegt, findet man im Ocean eine Insel, welche Basileia heisst.

An diese spült die Fluth das sogenannte Elektron in grosser Menge an, sonst aber findet er sich nirgends auf der Erde“

folgt die Phaëton-Sage, welche als Fabel erklärt wird.

„Das Elektron wird an der vorgenannten Insel gesammelt und von den Eingeborenen nach dem gegenüberliegenden Festland gebracht, und man bringt es dann weiter auf dem Landwege bis in unsere Gegenden auf die oben angegebene Weise.“⁶⁾

Diodor scheint hier die Nachrichten des Pytheas und Timaeus benützt zu haben.

Ganz auffallend ist das Schweigen des Strabo über die Gewinnung und Herkunft des Bernsteines, umsomehr als er sonst so ausführlich ist und das Zinn, welches mit Bernstein schon von Herodot in Verbindung genannt wird, sogar an mehreren Stellen bespricht.

Lib. V, 1, 9, p. 215, spricht er vom Timavus und den Diomedischen Inseln,⁷⁾ und fährt dann fort:

„Die meisten der Fabelsagen und Erdichtungen dagegen muss man übergehen: z. B. die vom Phaëton und den in Pappeln verwandelten Heliaden am Eridanus, der sich nirgends auf der Erde findet, aber in die Nähe des Padus gesetzt wird; ferner die Bernsteininseln (*Ἠλεκτροῖδας νήσους*) vor dem Padus und die Perlhühner auf ihnen; denn auch von diesen Dingen findet sich nichts in jenen Gegenden.“

Das ist alles bei einem Schriftsteller von dem man ausgiebige Nachrichten erwarten sollte. Man scheint sich zu Strabo's Zeiten um Bernstein wenig

¹⁾ Im Text bei Detlefsen Berlin 1866. Die Handschriften haben ausserdem saliternium (der treffliche cod. Bamberg.) subalternium und subalternium.

²⁾ Langurium und lagurium, griechisch *λγκούριον*, *λγγούριον*, *λγγούριον* oder *λγύριον*.

³⁾ Lynx. Läppische Wortspielerei.

⁴⁾ Um Bologna, cf. oben p. 223, Note 1.

⁵⁾ Skythien ist alles Land zwischen Pontus und der Ostsee.

⁶⁾ Wie das Zinn. Cf. „Argo“ Nr. 11, p. 201.

⁷⁾ „Argo“ Nr. 7, p. 125.

gekümmert zu haben, weshalb der Geograph demselben keine Bedeutung beimass und seinen Bericht auf Ablehnung der an den Po sich knüpfenden Fabeln beschränkte.

Plinius behandelt in seiner Naturgeschichte den Bernstein im XXXVII. Buch, wo er von den Edelsteinen handelt, er widmet ihm das 11. und 12. Cap.

L. c. Cap. 11, 1, bemerkt er:

„Unter den Luxusartikeln muss ich nun zunächst des Bernsteins gedenken, der jedoch bis jetzt nur bei den Frauen Eingang gefunden hat, übrigens aber dieselbe Beachtung verdient, wie die Edelsteine.“

Cap. 12, 2, sagt Plinius:

„Als Luxusartikel steht er in so hohem Werthe, dass ein daraus verfertigtes, noch so kleines menschliches Bildniss den Preis lebender und gesunder Menschen übertrifft.“¹⁾

Cap. 11, 11, spricht er über seine Entstehung und Natur:

„Er fliesst aber als ein Mark aus Bäumen von dem Geschlechte der Fichten, gleich wie das Gummi aus den Kirschbäumen und das Harz aus den Fichten.“

„Schon unsere Vorfahren hielten den Bernstein für den Saft eines Baumes und nannten ihn aus diesem Grunde **Succinum**. Dass aber dieser Baum eine Fichtenart ist, beweist sein Geruch beim Reiben und sein Verhalten beim Brennen.“

Cap. 12, 1, handelt von den Sorten des Bernsteins:

Vom Bernstein gibt es mehrere Arten. Am besten riecht der weisse, aber er so wenig, wie der wachsgelbe, steht im besonderen Werthe, viel mehr ist es der dunkelgelbe, der mehr geschätzt wird, und von diesem hat wieder der durchsichtige den Vorzug, doch darf er auch nicht zu feurig aussehen, denn man liebt an ihm wohl das Feuerähnliche, aber nicht das Feuer selbst. Den ersten Rang behauptet der nach der Farbe des Weines, sogenannte falernische, welcher vom milden Glanze und durchsichtig ist, doch sind auch Stücke von der Farbe des gekochten Honigs beliebt. Uebrigens bemerke ich, dass man ihn auch beliebig färben kann, mit Bockstalg, der Wurzel der Anchusa, der Purpurschnecke. Reibt man ihn mit den Fingern, so bekommt er durch die aufgenommene Wärme die Eigenschaft, leichte Gegenstände, wie Spreu, trockene Blätter, Bast und wie der Magnetstein, Eisen anzuziehen.“²⁾

„Dass der Bernstein ursprünglich flüssig war, beweisen gewisse darin eingeschlossene Gegenstände, wie Ameisen, Mücken, Eidechsen, welche offenbar an dem frischen Saft hängen geblieben und beim Erhärten desselben eingeschlossen sind.“³⁾

l. c. 11, 13.

Ueber den Fundort des Bernsteins spricht Plinius an drei Stellen.

¹⁾ Also ein Bernsteinfigürchen kostete mehr als ein kräftiger Sklave.

²⁾ Plinius identificirt hier Electricität und Magnetismus.

³⁾ Man vergleiche die hübschen Epigramme Martials auf die im Bernstein eingeschlossenen Thiere so:

„De ape ab electro inclusa“ IV, 32.

„De formica electro inclusa“ VI, 15.

„De vipera! electro inclusa“ IV, 59.

Lib. IV, 27, 7, sagt er:

„Dann folgen¹⁾ dreiundzwanzig Inseln, welche durch die Waffen der Römer bekannt geworden sind. Unter diesen verdient bemerkt zu werden: Burcana²⁾ . . . ; ferner Glaesaria,³⁾ welchen Namen ihr die Soldaten wegen des Bernsteins gaben; bei den Barbaren heisst sie Austeravia,⁴⁾ auch Actania.“

Lib. IV, 30, spricht Plinius von Britannien und seinen Inseln, zum Schlusse § 2 heisst es:

„Gegenüber nach dem germanischen Meere sind die Glaesischen (Glaesiae) Inseln⁵⁾ zerstreut, welche von den neueren Griechen Elektriden genannt wurden, weil auf ihnen Bernstein vorkommen soll.“

Lib. XXXVII, 11, 11, sagt endlich Plinius:

„Gewiss ist, dass der Bernstein auf den Inseln des nördlichen Oceans vorkommt und von den Germanen **Glaesum** genannt wird; als Caesar Germanicus mit seiner Flotte dort war, bezeichnete er eine dieser Inseln, welche bei den Bowohnern Austeravia heisst, mit dem Namen Glaesaria.“

Den Handel mit Bernstein beschreibt Plinius XXXVII, 11, 11—13, wie folgt:

„Von Germanien aus gelangt er zunächst nach Pannonien und hierauf zu den Venetern, welche beiden Griechen Eneter heissen. In Ruf brachten ihn die, den Pannoniern zunächst liegenden und am adriatischen Meere Handel treibenden Völker, welche ihn von jenen bekamen. Dass aber der Padus mit in das Märchen verflochten ist, hat offenbar keinen andern Grund als, weil noch heute die Bauernweiber jenseits des Padus den Bernstein in Schnüren um den Hals tragen, allerdings zunächst als Schmuck, aber auch als Medikament, denn er soll gegen geschwollene Mandeln etc. gut sein.“

„Die Küste Germaniens, von wo er ausgeführt wird, liegt 600.000 Schritte (120 *ML.* oder 400 *km*) von Carnuntum in Pannonien entfernt, und ist erst vor einiger Zeit durch einen römischen Ritter bekannt geworden, welchen Julianus, der ein Fechtspiel für Kaiser Nero veranstaltete, zum Einkauf von Bernstein dahin sandte. Dieser bereiste die dortigen Handelsplätze und Küsten und brachte soviel davon mit, dass die Netze, welche zur Abhaltung der wilden Thiere von der kaiserlichen Tribüne angebracht waren, in jedem Knoten ein Stück Bernstein enthielten, die Waffen aber, die Todtenbahre und der ganze Festapparat eines Tages von Bernstein strotzte. Dass grösste Stück wog 13 Pfund (4½ Kilo).“

Dio Chrisostomus c. 100 n. Chr. Or. 79, weiss zu erzählen:

Dieses letztere z. B. lautet:

Plentibus Heliadum ramis dum vipera repit,
Fluxit in obstantem succina gutta feram;
Quae dum miratur pingui se rore teneri,
Concreto riguit vineta repente gelu.
Ne tibi regali placeas, Cleopatra, sepulcro
Vipera si tumulo nobiliore iacet.

¹⁾ Westlich von der Cymbrischen Halbinsel.

²⁾ Borkum an der Emsmündung.

³⁾ Ameland über Westfriesland.

⁴⁾ Auch Austrantia geschrieben.

⁵⁾ Die oben Cap. 27 genannten.

„Bei den Kelten soll ein Fluss das Elektron mit sich führen und dies überall, in Menge an seinen Ufern ausgeworfen, da liegen, wie bei uns die Kiesel; früher spielten die Kinder damit und warfen es umher, jetzt aber sammeln auch sie es und heben es auf, nachdem sie von uns gelernt haben, dass sie reich sind.“

Juvenal (c. 125 n. Chr.) empfiehlt Sat. IX, dem Klienten:

„Ihm (den Patron) gar solltest du wohl noch stattliche Kugeln von Bernstein Senden und seidenen Schirm zum Geburtstag.“

Tacitus (c. 130 n. Chr.) spricht Germ. c. 45, von den Aestiern am Suevischen Meere:

„Sie durchsuchen auch das Meer, und sind die einzigen die den Bernstein (suecinum), welchen sie selbst **Glaesum** nennen (quod ipsi glaesum vocant) in Untiefen und am Ufer selbst sammeln. Die Natur und Entstehungsart desselben kennen und erforschen sie, als Barbaren, nicht. Lange lag er unter anderen Auswürfen des Meeres da, bis unsere Prachtliebe ihm einen Namen machte; sie brauchen ihn nicht, er wird roh gelesen, unverarbeitet ausgeführt, und staunend empfangen sie den Preis.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

Der Rechtslehrer Dr. Franz Xaver Jellenz und dessen Büste in Innsbruck.

Mitgetheilt von P. v. Radics.

In Innsbruck befindet sich in der k. k. Universität in einem der Gänge, und zwar im Gange rechts zur Aula die Büste eines unserer Landsleute, des 1805 zu Innsbruck verstorbenen Rechtslehrers und Direktors der juristischen Facultät, des Appellationsrathes Franz X. Jellenz. Die Büste, lebensgross in Bleiguss (in Donner'scher Manier) ausgeführt, auf einer kleinen Console, weist (auf darunter befindlicher Tafel) die nachstehende Inschrift:

Francis. Xav. Jellenz ICT
Francisci II Aug.
In Tribunali Appel.
A Consiliis
Studii Juridici Moderatori
Olim
In hac Academia Antecessori
Vivo
De Caesare Patria Litteris Juventute
Optime Merito
post Obitum
Pii ac Moesti Jurium Alumni
Cum Lacrimis
P. P.
MDCCCY.

Die lebensvollen und nach allem zu schliessen, getreuen Züge der Büste zeigen in ihrem Ausdrucke den edlen Charakter des Mannes, wie ihn uns die Zeitgenossen in ihren Berichten über ihn gekennzeichnet haben. Welche Bedeutung Jellenz als Rechtslehrer gehabt, geht wohl am Besten daraus hervor, dass er nach Aufhebung der Innsbrucker Universität nach der Universität Freiburg im Breisgau versetzt worden, um sofort bei Reactivirung der Innsbrucker Hochschule wieder an diese berufen zu werden; an beiden Bildungsstätten war er von den Studierenden hochgeliebt.

Franz Xaver Jellenz¹⁾ wurde am 26. November 1749 zu Česnjica in der Ortsgemeinde Selzach in Oberkrain geboren. Sein Vater, ein einfacher Landmann, sorgte für die Erziehung des reichbegabten Knaben, indem er ihn anfänglich in die deutsche Schule nach Villach schickte und die höheren Schulen in Klagenfurt und Laibach besuchen liess, da er ihn aber zum geistlichen Stande bestimmt hatte und der Sohn diesen Willen des Vaters nicht erfüllen wollte, so zog dieser die Hand von ihm ab. Auf gut Glück begab sich der junge Jellenz nun nach Wien (1770), um da die Rechte zu studieren; doch gar bald gab es für ihn Mangel an Subsistenzmitteln, ja sogar bittere Noth und er gieng schliesslich unter die Soldaten. Aber auch beim Militär blieb er nicht lange, sondern kehrte — da sich inzwischen auch seine materiellen Verhältnisse gebessert hatten — wieder zu den Wissenschaften, zunächst zum Studium der Jura zurück, las die Classiker der Griechen und Römer und beschäftigte sich mit dem Studium der besten Historiker Englands, Italiens und Deutschlands. Im Jahre 1779 promovirte er zum Doktor der Rechte und noch im nämlichen Jahre wurde er von Maria Theresia als Professor des kanonischen Rechtes an der Innsbrucker Universität angestellt. Nach Aufhebung der Innsbrucker Hochschule (1782), wurde er von Kaiser Josef II. an die Universität Freiburg im Breisgau übersetzt, wo er nun das bürgerliche Recht lehrte. Hier bekleidete Jellenz neben seinem Lehramte auch die Stelle eines Appellationsrathes und als solcher kehrte er im Jahre 1795 nach Innsbruck zurück, wo er in dieser Eigenschaft und von 1798 als „Repräsentant“ der juristischen Facultät

¹⁾ Als Quellen zur vorliegenden Skizze über Jellenz wurden benützt: Annalen der Litteratur und Kunst in den österreichischen Staaten 1805. Intelligenzblatt von Mai, p. 214 ff. — Ersch und Gruber Realencyclopädie, II. Section, 15. Theil, S. 190. — Meusel, das gelehrte Deutschland (Band VIII, X, XII). — Oest. Biedermannschronik, 1785, I, 106.

seit 1802 nach Aufhebung des Studienconsesses als Director derselben Facultät, bis zu seinem am 19. April 1805 erfolgten Tode als Rechtslehrer wirkte!

Jellenz war verheirathet, seine Frau starb drei Jahre vor ihm, es überlebten ihn fünf Töchter.

Bei seinem Tode herrschte in Innsbruck die allgemeinste Trauer, namentlich bei den Studenten, die ihm denn auch das ehrende Denkmal in den Hallen der Universität errichteten!

Eine zeitgenössische Stimme aus Innsbruck liess sich über Jellenz unter dem unmittelbaren Eindrücke seines Hinscheidens also vernehmen: ¹⁾

„Als Justizrath hatte er sich durch strenge Gerechtigkeitsliebe, rastlose Thätigkeit und ungescheute Geradheit den Beifall des Landes, die Liebe seiner Collegen, die Achtung seiner Chefs erworben; die Studenten liebten und ehrten ihn als ihren Vater. Mit einem seltenen Schatz von Kenntnissen aus allen Fächern des menschlichen Wissens, mit einem ausgebildeten Geschmack verband er einen noch immer regen Sinn für alles Gute und Schöne ohne Rücksicht auf System, Volk oder Gegend, woher es kommen mochte! Jedem reinen Vergnügen, das ihm seine Kinder, seine Freunde, Natur, Wissenschaft oder Kunst darreichten, gab er sich mit einer in seinem Alter seltenen kindlichen Unbefangenheit hin und frohe Laune, die er selbst in den schmerzlosen Augenblicken seiner letzten Lebensstunden äusserte, würzte seinen herzlichen Umgang, der belebend war ohne pedantisch zu sein. Offen, bieder, gutmüthig und höflich gegen Jedermann, aber ohne Rücksicht und unerschrocken, wenn es sich um Vertheidigung der Wahrheit und des Rechtes handelte, wahrhaft *καλός καὶ ἀγαθός* im Socratischen Sinne, ward er allgemein geliebt und verehrt. Was er als Vater in seiner fünf Töchter Erziehung leistete, (leider! konnte er sie nur an einer vollenden), darüber hat die ungetheilte Stimme des Publikums schon lange entschieden. Er hinterlässt ihnen den Ruf eines ehrlichen Mannes als Erbtheil; bis zum letzten Hauche seines Lebens blieb er besonnen, stark als ein Mann und ruhig wie ein Christ gieng er seiner Auflösung entgegen.

Sein Leichenbegängniss war feierlich und rührend; alle kaiserlichen Behörden mit dem Landesgouverneur Grafen Brandis an der Spitze, die Universitätsprofessoren, alle Studenten, der Magistrat und eine grosse Menge guter Menschen aus allen Ständen begleiteten trauernd die Hülle des Edlen zu Grabe. Acht Juristen trugen seinen Leichnam und acht edle Jünglinge, gewählt aus den vier juridischen Cursen, giengen in tiefster Trauer neben der Bahre einher. Am 2. Mai wurden die Exequien in der Universitätskirche gehalten und nach denselben von dem Professor der Religionslehre und Universitätsprediger P. Benizius Mayer,

¹⁾ Annalen der Litteratur und Kunst in den österreichischen Staaten 1805. Intelligenzblatt von Mai, p. 214 ff.

der von den Juristen wiederholt darum ersucht worden war, die Rede gesprochen, in der er durch die Charakter-schilderung des uns auf immer Entrissenen allen Anwesenden Thränen in die Augen lockte. Einen Monat trauerten die Studenten um ihn (mit Flören auf den Hüten) und (alsbald nach dem Tode des gefeierten Rechtslehrers) ward unter ihnen eine Subscription zur Errichtung eines Denkmals eingeleitet und in nicht drei Tagen die Summe von mehr als 300 fl. zusammengebracht, eine Summe, die für eine einzelne Facultät immerhin beträchtlich ist. Diese wetteifernde Dankbarkeit der Jünglinge gegen einen Mann, der gegen sie nichts minder als gelinde war und diese Feier seines Andenkens nun, da sie von ihm nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten haben, ist ein seltenes und erhabenes Schauspiel in unserem egoistischen Zeitalter, das den Menschen-Werth so häufig nur nach dem Gelde und der Macht misst. Es macht ihnen nicht minder Ehre als dem Verstorbenen. Aber auch ausser dem Kreise der Jugend erstreckte sich der Schmerz um ihn und noch nie ward der Verlust eines Mannes so allgemein bedauert. Auch als Gelehrter — so schliesst diese zeitgenössische Stimme über Jellenz — hatte er sich einen Namen im katholischen Deutschland erworben. Besonders abgedruckt erschienen von ihm: zwei Reden über die allgemeinen Grundsätze des peinlichen Rechtes und dessen Litteraturgeschichte, Wien 1785 und die zwei Trauerreden auf Maria Theresia 1780 und auf Joseph II. Freiburg 1790. In Schlözer's Heften kommt seine kanonische Rede vor, die man nachher in Bonn und Köln und die Becker in seiner Kirchenzeitung besonders abdruckte. In Posselts wissenschaftlichen Magazin für Aufklärung und im Archiv für neuere und ältere vorzüglich deutsche Geschichte finden sich mehrere Kleinigkeiten von ihm meistens unter seinem Namen. Von 1788 bis zu seinem Scheiden aus Freiburg war er auch Mitarbeiter der allgemeinen Litteraturzeitung von Jena.“

Das fürstbischöfliche Priesterseminar und die theologische Lehranstalt zu Laibach.

Von Dr. Johann Kulavie, Domeapitular, apost. Protonotar, Seminardirector etc. in Laibach.

Unter diesem Titel hat der Herr Verfasser in Dr. Zschokke's „Theologischen Studien“ ¹⁾ eine interessante Arbeit über die Geschichte des Laibacher Priesterseminares veröffentlicht. Da dieselbe einem Werke einverleibt ist, welches wegen Umfang und Preis stets einem kleinen Leserkreise angehören dürfte, indess sie soviel des für die Culturgeschichte des Landes und der Stadt Laibach Interessanten enthält, so glauben wir unseren Lesern einen

¹⁾ Wien und Leipzig 1893, — 1235 Seiten, Preis 18 fl.

Dienst zu erweisen, wenn wir mit Erlaubniss des Herrn Verfassers, über den Rahmen einer Besprechung hinausgreifend, das Wesentliche des Inhaltes hier wiedergeben.

Das Bisthum Laibach wurde mit Stiftbrief Friedrich III. ddto. Graz 6. Dezember 1461 und Bulle Pius II. ddto. Pienza 6. September 1462 gegründet, hatte jedoch einen mässigen Umfang, da ein grosser Theil des jetzigen Bisthumes lange zu Aquileia gehörte. In Oberkrain unterstanden Enclaven den Bischöfen von Freising und Brixen, bedeutende Pfarreien versahen die Stifte Sittich und Landstrass, und der Deutsche Ritterorden. Woher sich der Clerus des neugegründeten Bisthumes rekrutirte, ist unbekannt.

Mit Stiftbrief vom 1461 wurde die aufgehobene Benediktinerabtei Oberburg dem Fürstbischöfe von Laibach als Mensalgut mit der Verpflichtung zugewiesen, dort 10—12 Ordenspriester, seit 1473 ein Alumnat von Clerikern zu unterhalten.

1605 reformirte Thomas Chrön dieses Alumnat und benannte es „Collegium Marianum“ (die Statuten bei Orožen „Decanat Oberburg,“ Marburg 1877, abgedruckt). 1718 erhielt es ein neues Statut und bestand bis zur Diöcesanregulirung durch Josef II.

Inzwischen schrieb der apostol. Visitator der Diocese Laibach, Sixtus Carcanus, schon 1621 dem Bischöfe die Errichtung eines förmlichen Seminares im Sinne des Concils von Trient vor, doch kam es lange nicht zur Ausführung, obwohl Berathungen gepflogen wurden, deren schliessliches Resultat *pia desideria* waren.

Nicht ohne Einfluss für die Verzögerung der That scheint das beim Jesuiten-Gymnasium gegründete „Seminarium pauperum studiosorum S. J.“ gewesen zu sein, welches durch Erwerbung eines Hauses und Beisteuer von Priestern und Laien 1617 ins Leben trat.

Ueber dieses Seminar geben die Aufzeichnungen,¹⁾ welche von 1600—1739 reichen, Nachrichten. Obwohl hier so mancher Jüngling für den später zu ergreifenden Priesterstand vorgebildet wurde, so zeigten sich doch die bestehenden Einrichtungen für die Ergänzung des Diöcesanclerus unzureichend, insbesondere als Thomas Chrön bei der Wiederherstellung der kath. Kirche in Krain die klaffende Wunde des Landes aufzeigte und darthat, dass nur ein nach den Vorschriften der Kirche erzogener Clerus die wiederhergestellte Glaubenseinheit erhalten könne. Auf der Synode zu Laibach von 1706 wurden die Quoten bestimmt, welche Bischof und Clerus für das Seminarium episcopale beizutragen hätten.

Zur Ausführung des Synodalbeschlusses setzte Fürstbischof Graf Ferdinand Kühnburg ein Baucomité ein, bestehend aus dem Domdechanten Joh. Ant. Thalnitscher v. Thalberg als Präses und den Mitgliedern: Leopold Graf Kobenzl, Domprobst, Jakob Schell v. Schellenburg und Peter Codelli v. Fahnenfeld, Privatiers, nebst zwei

Ablegaten des Stadtmagistrates von Laibach. Als Bauplatz wurde die Stelle, wo es heute steht, nordwärts des Domes, nächst der damals noch bestandenen Stadtmauer bestimmt.

Auf dem Platze standen damals drei dem Domcapitel gehörige Häuschen für Domvicare und zwei Wohnobjecte für den Messner und den Schulmeister, welche dem Magistrate gehörten. Mit beiden Eigenthümern schloss der Fürstbischof, und zwar mit dem Magistrate sub 23. April und mit dem Capitel sub 26. April 1708 besondere Verträge ab. Diesen zufolge erwuchs dem Seminar die Verpflichtung für drei Vicare und zwei Leviten in seinen Räumen Wohnungen zu gewähren, für Messner und Schulmeister (Organisten) aber solche in der Nähe des Domes zu besorgen, dem Magistrate aber noch überdies das Benützungsrecht des westseitigen Erdgeschosses zur Depoirung von Bau- und Brückenholz zu gestatten!¹⁾

Der Bau des Neubaus begann nach dem Plane Martinuzzis am 5. Mai 1708. Trotz mancher Hindernisse schritt der Bau rüstig vorwärts. Mitten unter den Arbeiten starb Thalnitscher am 19. April 1714 im 53. Lebensjahre. Sein Nachfolger war der Generalvicar Gladich.

Wann der Bau zu Ende geführt wurde, lässt sich aus den Urkunden nicht genau bestimmen, doch wurde noch 1729 vom Fürstbischöfe Felix Grafen v. Schrattenbach das bürgerliche Zeughaus um 2400 fl. behufs Einbeziehung in die Area des Seminarbaues angekauft.

Das neue Seminar erhielt den Namen „Collegium Carolinum.“ In einem Manuscripte von 1713 beschreibt Thalnitscher den Bau als dreistöckig mit drei Eingängen von der Südseite her. Der mittlere, die *porta regia*, wurde mit zwei vom Steinmetz Misle gemeisselten Giganten flankirt und mit der Ueberschrift „*Virtuti et Musis*“ versehen, der linke Eingang führte zur öffentlichen Bibliothek, welche schon 1701 durch freiwillige Vereinigung der Büchersammlungen des Fürstbischöfes Christof Grafen Herberstein, Domprobstes Johann Preschern und Domdechantes Thalnitscher gebildet, und in einem eigens hergestellten Saale aufgestellt wurde.

Ueber die Bestimmung des Hauses sagt ein Manuscript, wahrscheinlich auch von Thalnitscher vom Jahre 1713, betitelt: „*Instructio eorum, qui adolescentes Collegio Carolino Nobilium Labacensi pietate et litteris instituendos committere voluerint, sub protectore Principis et Epipi. Labacensis, cura et disciplina inclyti Capituli Labacensis*“ unter Anderem: „*Hoc Collegium, quod anno 1708 coeptum, in duas dividitur classes: Alterum est Nobilium Convictorum, alterum Alumnorum, qui ab universo Clero Lab. dioeceseos aud fundatorum liberali aere gratis aluntur.*“

Im Weiteren heisst es, dass den Zahlzöglingen Gelegenheit geboten wurde, sich sowohl in philosophischen Disciplinen, selbst im Jus und Medicin sich auszubilden,

¹⁾ Msc. in der Laibacher Studienbibliothek.

¹⁾ An dieses Recht erinnert noch heute der Schlussstein mit dem Laibacher Stadtwappen im Thorbogen des Geschosses.

aber auch im Fechten, Reiten, Dramatik, Gesang und Musik sich zu üben.

Von den Alumnus heisst es dann, dass sie die Schule der Jesuiten für Theologie besuchen, an Sonn- und Festtagen im Dome assistiren und darum die Tonsur empfangen werden.

Die Bestimmung, auch Priester auszubilden, geht aus verschiedenen Stiftungen hervor. So von Stiftungen Thalnitscher's und Preschern's, deren Fortbezug nur für die Theologie zu belassen sei; oder Schiffer v. Schifferstein's ddo. 12. März 1756 Anerbieten im „bischöflichen Seminar“ einige Alumnusplätze zu stiften, damit das „auf seine Befreundte beim Domeapitel zu Laibach gestellte Canonieat“ und die von ihm erworbene Pfarre Mannsburg „jederzeit mit einem tauglichen Individuo versehen werden könne.“

Im Jahre 1774 zählte das Collegium 20 Alumnus, acht Schellenburg'sche, vier Schifferstein'sche, fünf Thalnitscher'sche und drei Preschern'sche, welche schliesslich alle freie Standeswahl hatten.

Als wirklich klerikales Seminar bestand es also nicht; die Surrogate für ein solches hatten ihre Sonderbestimmungen und erlagen schliesslich den Massregeln Joseph II. in publico-ecclesiasticis.

Am 21. Juni 1773 wurden mit Aufhebung des Jesuitenordens in Laibach den Candidaten der Theologie die Lehrer entzogen, einige setzten ihre Docentur noch bis 1784 fort. Ebenso wurden das Collegium in Oberburg und unterm 10. Dezember 1784 das Collegium Carolinum in Laibach aufgehoben.

Durch die Grenzregulirung zwischen den Diöcesen Laibach, Lavant, Gurk, Triest und Görz im Jahre 1782 und die Erhebung von Laibach zum Erzbisthume 1788, wurde das Bedürfniss nach einem Seminare fühlbar.

Bischof Herberstein motivirte in einer Eingabe an die Regierung dessen Errichtung, und machte den Vorschlag, dasselbe im leer gewordenen Jesuitencollegio und dem anstossenden Seminario pauperum unterzubringen. Als Fond zur Bestreitung der Kosten bezeichnete er das Vermögen der zu Laibach und Graz aufgehobenen Jesuitencollegien.

Inzwischen erfloss 1783 die Allerhöchste Entschliessung, betreffend die Errichtung von Generalseminarien. Für Krain wurde Graz bestimmt, wohin im ersten Jahre 15 Zöglinge abgingen. Die Stiftungen des Collegium Carolinum nebst dem Vermögen der aufgehobenen priesterlichen Philipp-Neri-Bruderschaft, letzteres im Betrage von 14.503 fl. wurden an das Generalseminar übertragen.

Nach Aufhebung der Generalseminarien reclamirte Fürsterzbischof Michael Freiherr v. Brigido die übertragenen Stiftungen unterm 12. November 1790 und begann nach Rückstellung derselben die Adaptirung des Collegium Carolinum für 30 Alumnus.

Mit Allerhöchster Entschliessung ddo. 10. Juni 1791 wurde die theologische Diöcesanlehranstalt in Laibach be-

willigt, und für den 27. Juli 1791 der Concurs für sieben Lehrkanzeln ausgeschrieben. Es wurden am 1. November 1791 ernannt: 1. Franz Pogatschnik, Weltpriester, für Kirchengeschichte, 2. Martin Koben, für orientalische Sprachen und hebräische Alterthümer, 3. Johann Treter, Exaugustiner, für Dogmatik, 4. Josef Hännle, Weltpriester, für Moraltheologie, 5. Cajetan Graf, Weltpriester, für Pastoraltheologie, 6. Peter Terler, Weltpriester, für Hermeneutik und Neuen Bund, 7. Georg Grossauer, Laie, für Kirchenrecht.

Die Vorlesungen wurden im für Schulen hergerichteten Franciskanerkloster, welches durch Uebersiedlung des Conventes in das Augustinerkloster im Jahre 1785 frei wurde, und mit Kaufvertrag ddo. 17. Oktober 1787 „behufs Herstellung eines Lyceums“ vom Religionsfonde in das Eigenthum der krainischen Landesstände übergang gehalten. Als Gehalt bezogen die Professoren 500 fl. C. M., Grossauer 800 fl.

Die französische Studienordnung erhob die Theologie zur ersten Facultät der „Central-Hochschule“ für die illyrischen Provinzen, welche aus vier Facultäten: der theologischen, juridischen, philosophischen und medicinischen bestand. Seit 1811 hiess diese Centralschule Akademie.

Nach Abzug der Franzosen wurde die Stadtmauer hinter dem Seminare abgetragen und die Allee angelegt; die hier eröffnete Promenade veranlasste den Stadtmagistrat, sein Recht auf die im westlichen Erdgeschosse befindlichen Gewölbe dahin auszunützen, dass er in denselben ein Kaffeehaus errichtete. Doch verfügte die Landesregierung nach wenig Monaten die Abstellung dieses Geschäftes mit Verordnung ddo. 25. Mai 1816.

Nach dem Kaffeesieder etablirte sich jedoch ein nicht minder unangenehmer Pächter, welcher eine Knochen- und Leimsiederei etabliren wollte. Es gelang zwar diesen Unfug abzuschaffen, aber erst dem Fürstbischöfe Anton Alois Wolf gelang es 1853 das seit 23. April 1708 zu Gunsten des Magistrates auf dem Gebäude lastende Servitut gegen die Summe von 2000 fl. mittelst Vertrages ddo. 20. Jänner 1853 abzulösen.

Gegenwärtig ist die Frequenz auf durchschnittlich 100 Zöglinge gestiegen und beläuft sich die Verpflegsquote auf nur 220 fl. pr. Kopf.

Durch diesen erhöhten Stand und den Umstand, dass auch die Lehrsäle jetzt im Gebäude selbst sich befinden, da dass alte Franciskanerkloster den Anforderungen der Gymnasien ja nicht mehr entspricht, wurde drückender Rummangel fühlbar, so dass das ehemals so comfortable Collegium Carolinum, von dem der Beschreiber 1713 sagt, dass man in Laibach kaum eine gesündere, angenehmere und bequemere Ulocation fände, nach und nach innerlich nach allen Seiten eingeengt und für die Hygiene unvortheilhaft umgestaltet wurde.

Durch die unterm 14. August 1892 genehmigte Reorganisation der Schifferstein'schen Alumnusstiftung wurde

es ermöglicht, einigen Uebelständen abzuhefen, namentlich dem Wunsche nach geeigneter Erweiterung des Seminargebäudes gerecht zu werden.

Litteratur.

Styriaca, Gedrucktes und Ungedrucktes, zur steierm. Geschichte und Culturgeschichte.

Vom Landes-Archiv-Director Joseph von Zahn. Graz, Ulrich Moser's Buchhandlung (J. Meyerhoff) 1894. Mit sechs Abbildungen (8°, 277 S.).

In dem vorliegenden Buche des als Diplomatiker nicht allein der Steiermark, in der sein berufliches Wirken fusst, sondern auch Oesterreichs im Allgemeinen und besonders auch unserer Heimath Krain, für die Ritter von Zahn schon hochwichtige urkundliche Arbeiten publicirt hat, vollanerkannten autoritativen Verfassers, ist der Versuch gemacht, „eine Vermittlung zwischen einem reinen Geschichts- und einem rechten Volksbuche“ und durch die Ausfüllung von in „dickbändigen und bündereichen Landesgeschichten“ bestehenden Lücken über Persönlichkeiten und Einzelereignisse der heimatlichen Geschichte im grossen Publicum tiefern Antheil am Leben und Wirken unserer Vorfahren, an dem Wie, unter welchen Umständen, Hindernissen oder Begünstigungen das kleine Staatswesen Steiermark von heute geworden,“ zu wecken. Dieser Versuch, er ist, dass wir es gleich vornehmerein sagen, in glücklichster Form gelungen. Die zehn Abtheilungen dieses von der ersten bis zur letzten Seite gleich anregenden, wie fesselnden Werkes, sie behandeln gleich interessante Einzelheiten zur Geschichte der Steiermark, aber nicht dieses Landes allein, sie greifen zumeist auch in die Geschichte der Nachbarländer Kärnten und Krain herüber. So z. B. die Aufsätze über „Kreidfeuer“, die Telegraphenstationen in den Türkenkriegen, über Ständereien, in welchen auch die Adelsfamilien Krains vielfache Erwähnung finden, über „wälsche Gäste“, wo wir das Herübergreifen des italienischen Einflusses in Handel und Wandel, im socialen und Kunstleben genau kennen lernen, über Wolf Andreas von Steinachs Familienehronik, wo auch eine Stelle einen ausführlichen Bericht über die Schlacht von Sissek enthält u. s. w. u. s. w.; aber auch die ganz speziell steiermärkisches Interesse bietenden Abtheilungen: „Wann Steiermark entstanden“, „Vom angeblichen Turnier Herzog Leopold II.“, „steierm. Taufnamen“ u. s. w. u. s. w., enthalten Details, die durch die Art der Forschung sowie auch durch ihren Inhalt ausser den Marken des Landes, das sie zunächst berühren, Anregung und Vorbild zu bieten geeignet erscheinen. Es wäre überflüssig, eingehend darzuthun, wie streng die Sonde, welche die gelehrten Arbeiten des Herrn von Zahn auszeichnet, auch in Betreff der Untersuchungen gewaltet, aus denen diese Arbeiten als schöne, reife und gewiss allgemein köstlich mündende Früchte hervorgegangen. Es ist nur zu wünschen, dass diesem ersten Buche Styriaca, eine Reihe weiterer folgen möchte als ebenso glücklich gelungene Vermittelungen zwischen der wissenschaftlichen Forschung und ihrem Hauptzwecke, in den weitesten Kreisen gekannt zu werden und zu wirken. Die Ausstattung des Buches Seitens der Verlagshandlung ist eine vorzügliche und eignet sich dasselbe auch ganz besonders zu Geschenken.

P. v. Radics.

Armées françaises jugées par les habitants de l'Autriche 1797—1800—1808 d'après des rapports de l'époque

par Raoul Chélard. — Paris Librairie Plon 1893 (8°, 297 S.)

Diese Schrift des französischen Publicisten, Hrn. Raoul Chélard, der sich auch in unseren hiesigen Archiven und Bibliotheken das Materiale dazu geholt, ist demnach ganz vorzüglich darnach angethan, unser fachmännisches Interesse zu erregen. Sie behandelt die Anwesenheit der französischen Truppen in Krain im Jahre 1797 und dann von 1809 bis 1813. Herr Chélard hat wie in der ganzen Arbeit, so auch selbstverständlich, seinem Plane getreu, in diesen Parthien des Buches, die sich mit unserer Heimath im Verhältnisse zu den französischen Kriegern jener Zeit befassen, das Hauptgewicht seiner Forschung und Darstellung auf die Urtheile der hiesigen Zeitgenossen jener Geschichtsepoche gelegt. Er hat die Documente, die ihm in unseren Sammlungen diesbezüglich vorlagen, getreulich copirt und in streng wissenschaftlicher Weise verwerthet, er lässt dieselben, wo er es für nothwendig hält, vollinhaltlich zu uns sprechen und wo er seine Schlüsse aus den Resultaten seiner Forschung zieht, geschieht es in entsprechend objektiver Art. Gestützt auf das Ergebniss dieser seiner Forschung ist er denn auch im Stande gewesen, ein über das eigentliche Ziel seines Buches — die Beurtheilung der französischen Armeen durch die Bewohner der von ihnen berührten österreichischen Provinzen — hinausreichendes umfassenderes Bild der Zustände und Verhältnisse dieser Länder unter dem Einflusse des französischen Regimes zu liefern. Besonders lebendig gestaltet sich die betreffende Darstellung in dem von Seite 219 bis 293 reichenden Capitel: „Die illyrischen Provinzen von 1809—1813 nach den in den Archiven von Laibach befindlichen Urkunden,“ und da sind es wieder einzelne Unterabtheilungen, wie z. B. „das was Marmont in seinen Memoiren sagt und das, was die Papiere (Urkunden) von Laibach sprechen,“ „das Urtheil eines Historikers in Laibach über Marmont,“ die Feste in Laibach zur Franzosenzeit, die Verdienste Frankreichs um das Strassenwesen, der französische Journalismus, Charles Nodier, der Journalist und Bibliothekar, u. s. w. u. s. w., was unser vorzügliches Interesse zu erregen geeignet erscheint. Wenn wir noch hinzufügen, dass das Buch des Hrn. Chélard in jenem gefälligen Styl geschrieben, der die französischen Werke gelehrter Publicisten auszeichnet, so haben wir wol so ziemlich alles hervorgehoben, was diese auch die Geschichte unserer Heimath betreffende Schrift auszuzeichnen vermag.

P. v. Radics.

Mittheilungen aus dem Museum.

Erwerbungen des krainischen Landesmuseums im Jahre 1893.

II. Ankäufe:

Eine Eisenlampe (von der Form der röm. Thonlampen) wie sie noch vor Kurzem in den krain. Bauernhäusern im Gebrauche waren.

Ein Zinntopf mit Henkel und Deckel.

Ein geschmiedeter Eisenleuchter, XVII. Jhrh.

Das Blatt erscheint monatlich 1—1½ Bogen stark mit Beilagen und kostet ganzjährig 4 fl. = 8 Mark, halbjährig 2 fl. = 4 Mark.

Redakteur, Herausgeber und Verleger: **Alfons Müllner**, Museumsbibliothekar in Laibach. — Druck von Klein & Kovač in Laibach.

